

„Prozession im Nebel“

Die Gewinnerbeiträge des VHS-Schreibwettbewerbes 2017



VHS-Schreibwettbewerb 2017

„Prozession im Nebel“

Eine nebelumhüllte Landschaft, schattenhafte Gestalten, die in ihr wandeln: Das Gemälde „Die Prozession im Nebel“ von Ernst Ferdinand Oehme diente als Inspiration für den VHS-Schreibwettbewerb 2017. In den eingereichten Texten und Gedichten wurde einerseits die unheimliche Atmosphäre des Bildes, das der Schwarzen Romantik zugeordnet wird, aufgegriffen oder aber es verleitete zu Erzählungen, die sich zwischen Traum und Wirklichkeit bewegten oder die teils düsteren Tiefen der menschlichen Seele in den Blickpunkt rückten.

Von tiefgehenden Gedanken, die um Tod, Trauer und Abschied kreisten bis hin zu oft undurchschaubaren, fast gruseligen Szenerien: nicht selten lief es den Mitgliedern der Jury bestehend aus Sonja Rudorf, Peter Schwindt, Renate Traxler und Nicola Wagner beim Lesen kalt den Rücken hinunter. Beeindruckt waren sie zudem von der sprachlichen Dichte vieler Texte und deren Intensität und Spannung.

Vielen Dank allen Autorinnen und Autoren für Ihre Einsendungen!

Aufgrund der hohen Qualität mehrerer Beiträge prämierte die Jury letztlich vier Autorinnen, davon zwei für den dritten Platz. Wir gratulieren den diesjährigen Preisträgerinnen!

Sonja Rudorf, Peter Schwindt, Renate Traxler und Nicola Wagner (für die VHS)

Die Gewinnerbeiträge

1. Platz: Christina Unger

Der Ruf der Nebelkrähen.

Aus dem Tagebuch der Nanni Ziter, Buenos Aires 1946..... Seite 3

2. Platz: Stefanie Löwe

ohne Titel Seite 6

3. Platz: Ariadne Michaelopoulos

Teufel auch..... Seite 9

3. Platz: Eva Seifried

Der Bericht des Schreibers..... Seite 10

1. Platz: Christina Unger

Der Ruf der Nebelkrähen.

Aus dem Tagebuch der Nanni Ziter, Buenos Aires 1946

22.8.

Nach der Pause empfing mich die harzige Terpentinluft und holte mich vom verkehrsumtosten Plaza de Mayo zurück in die stille Welt der Farben und Pigmente, der Paletten und Pinsel, der Leinwände und Goldrahmen. Ungeduldig erwartete mich Patrón Morales in der Werkstatt: Ein schadhaftees Ölgemälde thronte auf meiner Staffelei.

Während wir es in Augenschein nahmen, erfuhr ich, dass in meiner Abwesenheit ein Herr mit Kippa das Atelier betreten, das Kunstwerk enthüllt und fürstlichen Lohn geboten hätte, wenn es „die Deutsche“ restaurieren würde. Die wahre Bildbedeutung läge unter dem Schutzlack verborgen.

Der alte Schinken hatte es bitter nötig: Vergilbter Schellackfirnis tauchte die dargestellte Sommerlandschaft in schwefliges Zwielicht, als würde ein Unwetter heraufziehen. Ein Schnitt klaffte in der Leinwand und überall brachen Farbschollen auf.

Mich verwunderte, dass dieser Fremde mich offenbar kannte, denn meine Flucht aus Dresden ist kein Jahr her und viele Kontakte habe ich bislang nicht geknüpft.

Bis November soll das Werk vollendet sein. Eine Herausforderung, die ich annehme!

23.8.

Die Firnissschicht abzutragen ist mein liebster Arbeitsschritt! Es ist, als würde sich ein Schleier lüften, wenn unter der Oberfläche eine unerkannte Bildstimmung hervorlugt und ich die ursprünglichen Farben zum Leben erwecke.

Zutage kam eine Waldlichtung im Morgengrauen, gemalt im Stile Caspar David Friedrichs. Besitzt sie auch dessen romantische Symbolik? Auf den ersten Blick wohl kaum:

Im Vordergrund zieht ein blutrot blühender Rosenbusch den Blick ins Bild.

Links mäandert ein Bach zwischen Sträuchern, umspannt von einem grasbewachsenen Bogenbrückchen.

Auf der Blütenmeerlichtung äsen Rehe.

In der rechten Bildhälfte hinter dem Waldsaum begrenzt eine Gartenmauer die friedvolle Szenerie.

Rechts ragt, einem Wächter gleich, ein neugotisches Hochkreuz auf, unterhalb des Spitzgiebels die Krippenszene.

Auf Fialen und Turmspitze hocken fünf Nebelkrähen.

Dort, wo ich den Firnis abgenommen habe, strahlen die Farben so frisch und natürlich, dass ich mich auf diese Lichtung träumen möchte!

Menschen sind keine zu sehen.

26.8.

Faden für Faden habe ich den Leinwandschnitt unter dem Busch am Hochkreuz geflickt. Morales hat von seinem Freund einen ganzen Satz Zahnarztsonden ergattert, mit dem ich vortrefflich arbeiten kann. Gegen sechzehn Uhr hatte ich die Gewebestruktur rekonstruiert und genug für heute.

27.8.

Heute habe ich die Malschicht über dem gestopften Loch aufgebaut. Gestern war mir entgangen, dass knapp daneben eine Distel wächst.

Obwohl das Bildmotiv ein wenig harmlos ist, besitzt es eine magische Anziehungskraft. Ob es an der detaillierten Malweise oder der Lichtstimmung liegt?

2.9.

Ein paar Tage war ich unpässlich. Meine Seele hielt alle Freude draußen, sodass ich mich ins Bett zurückgezogen hatte.

Ganz gesund bin ich noch nicht, denn heute war mir, als stünden die Rehe näher am Bildrand. Und die Distel schien sich wie ein siebenarmiger Leuchter verzweigt zu haben.

4.9.

Stunden habe ich gebraucht, um die Farbschollen zu fixieren! Glücklicherweise sind im Atelier die großen Wattestäbchen vorrätig, die in Deutschland seit 1943 nicht mehr erhältlich waren. Damit lässt sich der Leim perfekt einarbeiten.

Die Krähen thronen unverdrossen auf dem Hochkreuz. Blicken sie zu mir herüber?

Dann müsste ich an meinem Verstande zweifeln! Morales scheint nichts zu bemerken.

9.9.

Voll ängstlicher Neugier betrat ich die Werkstatt und sah es sofort: Die Rehe waren verschwunden.

Leide ich an Hysterie? Oder verschieben sich die Elemente wie beim Schauspiel der Laterna Magica?

Mindestens vier Wattestäbchen zerbrachen mir beim Versuch, die Farbschollen auf dem Bach festzukleben. Ich gab diese Feinarbeit auf und arbeitete den Kitt in die Fehlstellen auf dem Graspfad ein, der über Brückchen und Wiese führt, um dann hinter einer Gartenpforte zu verschwinden.

11.9.

Heißes Heimweh nach Dresden!

Hätte unser Führer den Krieg doch gewonnen! Dann säße ich nicht hier wie eine Maus in der Falle.

Ach, Nanni, du solltest dankbar sein, ein freies Leben führen zu können!

13.9.

Ich beschloss, die Sommerlandschaft mit nach Hause zu nehmen. Morales war nicht begeistert, aber ich konnte ihn überzeugen, den Abgabetermin einhalten zu können, dürfte ich abends und an den Wochenenden weiterarbeiten. Schließlich gab mir der Chef sogar alle Werkzeuge mit und verlangte nur, ihm von den Fortschritten zu berichten. Nun thront das rätselhafte Bild auf der Staffelei und benimmt sich, als würde es Wohnrecht genießen.

Es ist mächtig.

Mehr als einen Meter breit.

17.9.

Es dunkelt. Die Nebelkrähen beobachten mich.

Zur Schlafenszeit werde ich das Gemälde abdecken. Es ängstigt mich!

21.9.

Herbst kehrt auf dem Bilde ein.

Das Sonnenlicht scheint sommermüde, die Wiese wuchsfaul.

25.9.

Ein hochtoniges Sirren im Ohr hatte mich geplagt, als plötzlich eine Trompetenfanfare erscholl:

Es war der Trauermarsch aus Mahlers 5. Sinfonie. Im ausgebrannten Skelett der Semperoper, kurz vor meiner Abreise aufgeführt, hatte er mich tief berührt.

1.10.

Morgens entdeckte ich welke Rosenblätter unter dem Bild. Eine finstere Vorahnung befahl mich. Und richtig: Dort, wo die Rosenblüten verdorrt waren, sprossen Hagebutten an kahlen Ranken.

Im Bach trieben Pflanzenleichen. Mein Blick verfiel sich im Hochkreuz. Zwei Bekrönungen waren ins Gras gestürzt. Die Krippenszene war dem letzten Abendmahl gewichen.

Die Distel reckte ihre Ästchen wie Arme aus einem Grab. Als ich ein verirrtes Fädchen von ihr entfernen wollte, durchzuckte mich stechender Schmerz. Blut quoll aus meiner Fingerkuppe.

Ich lagere auf dem Sofa, einsam, getränkt in Mahler. An Arbeit ist nicht zu denken. Einen Arzt wage ich jedoch nicht aufzusuchen.

Bedrohlich rückt der Übergabetermin näher.

Lieber Gott, gib mir Kraft!

11.10.

Voller Unruhe den Stoff hochgerafft. Erschauerte.

Wo ich den Riss geschlossen und mit Gras übermalt hatte:

Ein Holzkästchen.

Erkannte es sofort.

Hatte es selbst gekauft.

12.10.

In finsterner Nacht werden ungebetene Bilder an die Liederleiwand meiner Augen geworfen:

Das Kästchen, lauend unter dem Busch am Hochkreuz.

Die Krähen, versammelt um das Kästchen.

Das Kästchen, geöffnet auf meinem Dresdener Küchentisch, darin der Schlüssel des Judenverstecks und meine Beweisfotos.

Der Kriminalrat, das Kästchen in seinen Händen.

Die Juden, wie räudige Ratten aus ihrem Loch gezogen: erst die verstörten Eltern, dann die weinende Tochter und der kleine Sohn.

Unser Pfarrer, der ihnen Unterschlupf gewährt hat, in Handschellen. Er schaut mich an. Ich halte seinem Blick stand.

Endlich Schutzhaft, endlich besiegt. Volksverräter.

Schreckenslaterne in meinem Kopf, was wirfst du mir vor? Habe ich nicht Recht getan, der Gestapo Meldung zu machen?

16.10.

Ich habe das Kästchen mit deckendem Grün übertüncht, sodass Gras darüber gewachsen ist.

21.10.

Auch wenn der Marsch das irre Sirren im Ohr fast übertönt, sehne ich eine Generalpause herbei!

Manchmal erscheint mir der Paukenwirbel wie Donnergrollen, manchmal geben mir die Geigen tröstlichen Halt, aber Stille, süße Stille ist mir zu keiner Sekunde vergönnt!

26.10.

Das Kästchen ist zurück.

27.10.

Als ich das Kästchen erneut mit Ölfarbe tilge, weht mir ein Hauch von leblosem Laub, faulendem Morast und nassem Holz entgegen und vergärt in meinem Hirn mit dem rastlosen Aufbegehren der Streicher.

28.10.

Das Hochkreuz ist so beschädigt, als hätte eine dunkle Kraft Teile herausgebrochen. Wie Grabsteine liegen sie im modrigen Moos.

29.10.

Verworrene Laute durchschleichen mein Ohr. Mir ist, als ob ein Herbstwind die Bäume erschreckt.

Im Giebelfeld des Hochkreuzes: die Kreuzigung.

30.10.

Ich irrte. Die Mauer begrenzt keinen gewöhnlichen Garten! Im Zwielicht erkenne ich Grabkreuze.

Vernehme ich ein Totenglöckchen?

31.10.

Mir dämmert, mein Leben ist endlich. Der Tod schenkt Vergessen.

Gedankenstille.

Absolution.

1.11., Todos los Santos

Blickfelder zerfließen, Schädel ertrinkt in Lärm.

Bildteile verschwimmen, Nebel kommt auf mit Macht.

Hu! Totenstille!

Vom linken Bildrand Wisperstimmen.

Ein Luftzug streicht kalt meine Wangen.

Aufgebahrt liege ich auf der Couch, versinke in Zerrbildern und kann doch den Blick nicht vom Gemälde abwenden.

Begründung der Jury

In der biografisch anmutenden Erzählung „Der Ruf der Nebelkrähen“ erweckt Christina Unger das Bild „Die Prozession im Nebel“ mit einer sehr sinnlichen Sprache zum Leben und lässt es gleichzeitig zur Projektionsfläche des inneren Konflikts einer in Buenos Aires lebenden Restauratorin namens Nanni Ziter werden.

Der Autorin gelingt es, nicht nur den Leserinnen und Lesern, sondern auch die Hauptfigur selbst auf überraschende Weise mit deren Vergangenheit im nationalsozialistischen Deutschland und der Schuld-Frage zu konfrontieren. Die mehrfachen Wendungen der Geschichte, der veränderte Blick auf die Identität der Erzählerin sowie der mit steigender Spannung surreal anmutende Wechsel zwischen einer Beschreibung des Bildes und dessen „Lebendigwerden“ bleiben dabei immer überzeugend. Eben jene Beschreibungen evozieren eine faszinierende Stimmung und Intensität, der man sich bis zuletzt kaum entziehen kann: „... schon benetzt feuchtes Gras meine Sohlen, da entwindet sich ein Schrei meiner Kehle: So wartet! Ich will euch folgen!“

2.11., Día de los muertos

Einem dämonischen Leierkasten gleich hämmert Mahlers Marsch. Leichenbleich glotzt der Vollmond in mein dämmriges Zimmer.

Im Takt der Melodie malt der Deckenventilator Lichtstreifen über die Szenerie.

Jedes Aufblitzen enthüllt, wie Novembernebel aus der Friedhofspforte wallt. Er frisst die Wipfel der Bäume und verschluckt die Sonne. Nur am oberen Bildrand ist ein Fleckchen unschuldiges Blau zu sehen.

Eine Mönchsprozession betritt das Brückchen, den Rosenkranz murmelnd, die gesenkten Häupter unter Kapuzen verborgen. Vorneweg schreitet eine Kuttengestalt mit flammendem Vortragekreuz.

Was führt ihr im Schilde? rufe ich mit schwachem Mut und zücke den Pinsel. In fliegender Hast male ich einen Dornbusch in ihren Weg.

Ha! So weicht zurück!

Doch nach einer Dunkelsekunde muss ich zusehen, wie mein Gesträuch erleicht. Ungehindert setzt sich die Prozession fort und biegt gemessenen Schrittes auf den Pfad zum Totengarten, wo sie der gierige Nebel verschlingt.

Der letzte Mönch wendet mir sein blickloses Gesicht zu, als würde er mir bedeuten, ihm zu folgen.

Schleierschwaden wabern aus dem Bild und umfassen mich mit ihrer Kühle wie ein Totenlaken, bevor der Ventilator dem Bild erneut einen Wimpernschlag Düsternis aufzwingt.

Licht und Finsternis ringen miteinander!

Der Krähen anklagendes Kraa-Kraa reisst mich aus meinem Fegefeuer. Heiser klingt es in der tropfnassen Luft.

Wer sind sie? Was ist ihr Begehrt?

Da! Im nächsten Lichtstreif wird mir gewahrt, einer der Vögel trägt den Schlüssel aus dem Kästchen im Schnabel! Alle schwingen sich auf und geben dem Zug Geleit.

Zum Friedhof locken sie mich!

Eine letzte Fanfare erschallt aus den Nebeln.

Und erstirbt.

Schon fressen sie sich in meine Lunge, schon benetzt feuchtes Gras meine Sohlen, da entwindet sich ein Schrei meiner Kehle: So wartet! Ich will euch folgen!

2. Platz: Stefanie Löwe

ohne Titel

Mit der Axt in der Hand schlug sie zu. Hannah traf das Bild am oberen Rahmen. Das Holz splitterte und knirschte. Sie hielt den Rahmen fest und zog die Axt raus. Schwer atmend stellte sie die Axt auf den Boden. Ihre langen schwarzen Haare verdeckten ihr Gesicht, sie strich sie zurück. Ein Schlag und ihr Arm brannte. Sie sollte wieder Sport machen. Sie hasste dieses Bild. Die Prozession im Nebel. Nichts gegen den Maler. War wahrscheinlich ein echt netter Typ. Aber dieses Bild. Mit aller Kraft holte sie zum zweiten Schlag aus. Sie teilte die Reihe der Mönche entzwei. Ein gutes Gefühl.

„Kündigen? Du kannst doch nicht kündigen!“ Ihr Vater fürchte seine Stirn auf, wie ein V liefen rechts und links eine tiefe Falte zueinander. Hannah schüttelte den Tagtraum ab. Sie sah ihren Vater an, sah nach oben auf das Bild und wieder zu ihrem Vater. Ein gräulicher Schatten überzog sein Gesicht. Er schlief schon länger schlecht, musste nachts oft raus. Zwei Jahre hatte er noch bis zur Rente. Vorher gehen? Unmöglich. Die 45 Arbeitsjahre werden vollgemacht. Das sagte er immer.

„Warum hängt das da?“, fragte sie.

„Was?“, ihr Vater drehte sich um. „Was willst du mit dem Bild? Hannah, das tut doch nichts zur Sache. Es geht hier um deine Zukunft.“

„Seitdem ich klein bin, starre ich darauf.“ Und im Stillen fuhr sie fort: Jeder Streit war hier. Ein sogenanntes Gespräch am Tisch. Du redest, Mutter schweigt, ich starre auf dich oder das Bild, du entscheidest über mein Leben.

Ihr Vater lehnte sich noch weiter vor. Seine Hand zitterte. Sie tat ihm weh. Das wusste sie. Ihre unbefristete Festanstellung kündigen. Wie konnte sie nur. „Überleg‘ dir das noch einmal. Mein Gott Kind, wir meinen es doch nur gut. Was ist, wenn beim nächsten Job wieder so etwas passiert? Du weißt schon. Wie bei deiner Lehrstelle.“

Sie sprang auf: „Damit fängst du jetzt an? Wirklich? Ist dir aufgefallen, dass du mich nie unterstützt hast? Ich hatte immer das Gefühl, es ist meine Schuld. Ich hab‘ das nur gemacht, weil du es wolltest. Ich wollte diese Ausbildung nicht.“

Seine Hände verknoteten sich. Ihr Bauch krampfte sich zusammen. Hannah fühlte sich wie fünf. Sie hatte auf der Geburtstagsfeier ihres Vaters eine kleine Schauspielerdarstellung gegeben. Schon immer war es das, was sie wollte. Spielen, tanzen, Welten erschaffen, durch Gestik, Sprache, Illusion. Sie konnte nicht aufhören. Ihr Vater hob sie hoch und sagte: „So, jetzt ist Schluss.“ Ihr Opa fragte: „Was will denn unsere kleine Märchenfee werden?“ Sie sprang von Vaters Schoss und verkündete: „Schauspielerin in Hollywood.“ Alle lachten. Hannahs Strahlen gefror. Etwas an diesem Lachen war falsch. Ihr Magen zog sich zusammen. Luise, ihre ältere Schwester, strich ihr über den Kopf

und sagte: „Dummerchen. Das ist kein richtiger Beruf. Du musst studieren.“ „Mein Mädchen. Du weißt, worauf es ankommt,“ stolz blickte ihr Vater zu Luise. Luise kam nach dem Vater. Beide hatten ein grobes, eher rustikales Auftreten und kantige Gesichter mit blonden Haaren. Hannah kletterte zu ihrer Mutter auf den Schoss, schmiegte sich fest an sie. Sie sah aus wie ihre Mutter. Dieselben schwarzen Haare, dunkelgrüne Augen mit dichten schwarzen Wimpern. „Du wolltest doch auch Schauspielerin werden“, fast unhörbar flüsterte Hannah die Worte ihrer Mutter in das Ohr. „Psss“, sagte sie.

„Bitte setz dich“, sagte ihre Mutter. Hannah fiel es schwer ihre Mutter anzusehen. Sie war der Ausdruck verpasster Träume und nicht gelebter Chancen: Reihenhaus, zwei Kinder, Friseurin. Ihr ungelebtes Leben hatte das Strahlen aus ihren Augen geraubt. Sie hatte aufgegeben.

„Wir brauchen über die Kündigung nicht streiten. Sie ist bereits bestätigt. Ich...“

„Oh Gott. Du wirfst deine Zukunft weg.“ Ihr Vater sprach leise und ihre Mutter folgte mit den Fingern der Maserung des Tisches.

„Ja. Genau. Danke. Schön. Jetzt sprechen wir über das Richtige. Meine Zukunft. Mein Weg. Mein Leben“, Hannahs Stimme schwoll an. „Diesen Weg hätte ich schon längst gehen sollen. Siehst du die Mönche. Schau hin.“ Zögernd drehten ihre Eltern sich um. „So fühlte ich mich in meiner Kindheit. Ein Sack braunes Leinen übergestülpt. Gleich. Wie alle anderen. Schritt für Schritt in dem Fußstapfen der anderen. Niemand ist anders. Niemand bricht aus. Wir folgen dem Kreuz. Das haben wir schon immer so gemacht. Du hast mich nie gesehen. Du hast nur gesehen, was du für richtig hieltest. Wie es deiner Meinung nach sein sollte. Wie es alle machen. Nichts weiter. Meine Wünsche, mein Leben, meine Zukunft gegossen in deine Vorstellung.“

„Immer dasselbe. Man kann nicht mit dir reden. Du bist schon wieder so theatralisch“, sagte ihr Vater.

„Danke. Das ist, was ich werde. Ich werde Schauspielerin. Ich bin Schauspielerin. Betrachte es als Einblick in meine neue berufliche Zukunft“, fest sah sie ihrem Vater in die Augen. „Das ist mein Leben.“

„Ja. Wie stellst du dir denn das jetzt vor? Willst du jetzt so einen Kurs machen? Bei der Volkshochschule? Dafür hättest du doch nicht kündigen müssen.“

Hannah begann zu lachen.

„Jetzt ist sie hysterisch“, sagte ihr Vater.

Tränen liefen Hannah über das Gesicht. Sie konnte gar nicht mehr aufhören zu lachen. „Ich wurde an der Juilliard School in New York aufgenommen.“

Die Augen ihrer Mutter glitzerten: „Du gehst nach Amerika?“

„Jetzt also das. Erst trennst du dich von Jan, dann kündigst du und jetzt Amerika,“ sagte ihr Vater.

Hannahs Lachen erstarb: „Was hat Jan damit zu tun? Liebe muss ich wohl kaum vor euch rechtfertigen? Ich liebe, wen ich will. Jan brachte mich nicht voran.“

„Jan war so ein Netter“, die Augen ihrer Mutter strahlten.

„Wirklich. Der Gedanke an Jan ist toller als der an New York? Du wolltest doch immer nach Amerika?“

„Jan wollte dich heiraten“, die Stimme ihrer Mutter überschlug sich fast. Wahrscheinlich hatte sie bereits in Gedanken die Hochzeitseinladungen verschickt. Ihre Tochter neben diesem gutaussehenden, groß gewachsenen Mann. Was für ein schönes Paar.

„Ja. Der Antrag fühlte sich an wie ein Sargnagel.“

„Hast du sie etwa bei diesem Blödsinn unterstützt? Diese ganzen Märchen. Ich wusste schon immer, dieses Disneyzeug ist Gehirnwäsche. Studieren hätte sie sollen.“

„Jan hat dir einen Antrag gemacht?“, sagte ihre Mutter, „Nein. Ich wusste nichts davon.“

Hannah verschlang ihre Hände mit den Händen ihrer Mutter. Sie hatten beide langgliedrige, schmale Finger. Hände im Altersabstand von dreißig Jahren. „Hast du es ihm nie gesagt?“, fragte Hannah.

Hannahs Mutter schüttelte den Kopf und sagte: „Ich fand Jan immer sehr nett.“

„Darum geht es doch gar nicht,“ Hannah seufzte.

„Du musst auch mal zufrieden sein. Du kannst nicht alles haben. Einen Job mit netten Kollegen. Fünf Minuten zur Arbeit. Anstellung bis zur Rente.“ Ihr Vater schlug mit der Hand auf den Tisch.

Hannah sprang auf, ihr Stuhl flog um: „Zufrieden? Das ist keine Kategorie in meinem Leben. Das ist euer Leben. Liebe Hannah, mach uns stolz. Indem du studierst, arbeitest, heiratest, ein Haus in der Nähe baust, zwei Kinder bekommst, uns regelmäßig besucht, wir auf die Kinder aufpassen. Das ist nicht mein Leben. Ich will nicht bloß zufrieden sein.“

„Deine Schwester hat das alles. Sie ist glücklich.“ Ihre Mutter sah sie an.

„Hast du mich heute angesehen?“, fragte Hannah.

„Natürlich. Du trägst ein grünes Kleid. Es betont deine Augen sehr schön. Ich will auch so eins.“

„Und sonst?“

Begründung der Jury

In Stefanie Löwes Erzählung wird das alte Thema der Selbstfindung neu und spannend erzählt. Die Leserin, der Leser wird dabei Zeuge des entscheidenden Moments einer „Heldenreise“: der Befreiung aus althergebrachten Strukturen, welche in einem spannungsvollen Dialog zwischen der Hauptfigur Hanna und ihren Eltern ihren Höhepunkt und finalen Abschluss findet.

Die Autorin überzeugt mit einer präzisen Figurenzeichnung und Beschreibung des Generationenkonflikts sowie auch mit der originellen Einbindung des Bildes „Die Prozession im Nebel“, das zur Projektionsfläche für das Hauptmotiv wird.

„Du siehst heute wieder sehr schön aus. Deine schwarzen Haare glänzen so seidig. Welches Shampoo benutzt du?“

„Gut. Also ich habe schwarze Haare und grüne Augen. Damit bin ich nicht blond. Okay? Ich bin nicht Luise. Ich möchte das gern beenden. Diese ständigen Vergleiche. Ich bin Hannah.“ Sie hob den Stuhl auf und setzte sich wieder hin.

„Mama. Was erzählten dir deine Eltern? Welche Möglichkeiten du hast? Was du werden könntest?“

„Wir sprachen nicht viel. Mutter hatte mit uns sechs Kindern viel zu tun, dann der Garten. Vater hat Schichten gearbeitet und schwarz in der Nachbarschaft um uns durchzubringen. Das Geld war knapp. Es war nie genug da.“

„Und deine Träume? Was wolltest du werden?“

Ihre Mutter sah unsicher zu ihrem Vater.

„Ich wollte zum Fernsehen. Doch das war unvorstellbar. So weit weg.“ Da war es wieder, das Strahlen ihrer Mutter. Jeden konnte sie damit verzaubern. Ein Blick zu ihrem Mann und es erlosch.

Hannah stand auf und ging zum Fenster. Der Blick in den Garten. Drei Apfelbäume, rechts das Kartoffelbeet und links die Rosen. Nicht ein Grashalm traute sich den Kopf zwischen den Beeten herauszustrecken. Alle standen fein säuberlich nebeneinander auf der Wiese.

„Was willst du von uns? Du hast alle Entscheidungen ohne uns getroffen.“

Hanna drehte sich um: „Ich bin 25. Ihr müsstest euch Gedanken machen, wenn ich euch frage.“

„Luise bespricht alles mit uns. Letztens erst, ob sie eine neue Küche kaufen sollen.“

„Wie wir eben bereits feststellten, bin ich nicht Luise.“ Hannah seufzte. „Ich will meinen Anteil. Luise bekam ihr Studium bezahlt. Ich möchte eine Unterstützung für die Juilliard School“, sie stockte, „sie ist sehr teuer.“

Sie hatte mit der Reaktion gerechnet. Doch sie zu sehen, war heftiger als in ihrer Vorstellung. Ihr Vater schüttelte den Kopf. Das Entsetzen wäre nicht minder gewesen, wenn sie eröffnet hätte, sich heute ihr rechtes Bein abzuhaken. Nur mal so aus Vergnügen.

„Nein.“

Sie nickte. Ihr Magen krampfte. Ruhig. Bleib bei deinem Plan. Es ist dein Leben. Sie haben kein Recht darüber zu urteilen.

„Gut beantworte mir noch eine Frage: Warum hängt dieses Bild da? Was gefällt dir daran?“

Ihr Vater seufzte: „Es ist ein Bild der Stille. Der Ruhe. Ich entspanne dabei.“

„Stillstand. Du umgibst dich Zeit deines Lebens mit diesem Bild.“

„Wir sind zufrieden.“

Hannah nickte. Sie wusste, es war vorbei. Sie hatte es sich geschworen. Trenne dich von allem, was dich behindert. Eliminiere, was dich nicht unterstützt. Hannah. Du schaffst das. Du hast heute wieder etwas gelernt. Konserviere die Gefühle, transformiere sie im Spiel. Schaffe das Echte aus deiner Erfahrung.

3. Platz: Ariadne Michaelopoulos

Teufel auch

So sagte mir zuletzt der Abt, ich solle ja nicht zuviel denken. Leer werden.

So wie das Kind, das ich heute Morgen im Dorfe sah, jedes Ding war ihm interessant, jedes Ding wollte es unersättlich ansehen, anfassen, umwerfen. Es wollte etwas, ist das nicht herrlich?

Ich will nichts mehr. Und wenn ich etwas wollte, so sagt der Abt, wir sollen es ertönen, das Haben wollen. Gott, darf man nicht einmal einen Freund wollen, hier auf Erden? Wir sollen Gott haben.

Aber ich spüre nichts mehr. Teufel, hörst du wenigstens zu? Mein Bruder Elias ist tot, und ich glaube nicht, dass er bei Gott ist.

Teufel, hörst du, ich glaube auch nicht, dass er in deiner Hölle ist.

Ich denke, er ist einfach nur tot und wenn einer von uns gestorben ist, wird er so gründlich vergessen, wie nicht einmal ein Trottel im Dorf, der doch irgendwo ein Weib hat, das sich an ihn erinnert, oder mal einer ein Kind gemacht hat, das in ihm weiterlebt.

Unser Friedhof trägt keine Namen. Was Friedhof. Eine Wiese ist es. Verfaultes Gras, mit Steinen drauf. Wir sind Soldaten Gottes. Wenn wir wenigstens um irgendetwas kämpfen würden!

Doch wir tun nichts. Wir sind blind. Mein Bruder ist tot. Doch auch ich bin nicht mehr am Leben.

Ich finde keinen Frieden. Jeden Tag fühle ich den Tod, obwohl ich bester Gesundheit bin. Früher ging ich zum Beten an unseren großen Altar, immer war mir die Heiligkeit dieses Ortes bewusst, doch welche Teufel? Jetzt kann ich nichts Göttliches mehr spüren, ich empfinde keine Wärme beim Anblick der Kerze, ich sehe keinen heiligen Altar mehr, ich sehe nur einen Tisch mit Plunder.

Mit gestickter Decke, welch Verschwendung von Lebenszeit hübscher Mädchen, diese elende Stickerei! Früher, wenn ich eine arme Frau im Dorfe sah, wie sie da am Straßenrand saß und bettelte, doch schön mit ihrem Kind im Arm, da sah ich die heilige Jungfrau in ihr, ich spürte ihre Göttlichkeit. Ich Narr! Jetzt sehe ich ohne Schein, ich sehe ihre ganze Armut und Verzweiflung, ich sehe, dass sie nichts als eine arme kleine Hure war, die bald vor Hunger und Kälte krepieren wird und ihr armes Wurm mit ihr. Von uns hat sie auch keine Barmherzigkeit zu erwarten wer weiß, vielleicht hat es ihr auch der herzlose Abt gemacht, ich habe ihn durchschaut, er ist ein Teufel. Empfinde ich Mitleid mit ihr? Nein, ich empfinde noch Neid für den Abt, hätte ich es doch auch so gemacht, wenigstens die Freude der Liebe genossen, so werde ich sterben als dummer August, ein unheiliger Bruder, der sein Leben fortgeworfen hat. Gut so, der bloße Stein, was sollte auch auf meinem Grabstein stehen, hier liegt -wer? der berühmte Bruder Thomas, der jeden Morgen die Hecken des Klosters pflegte! Auch die Rosen sind letzten Winter erfroren, es gedeiht nur noch der Giftefeu, der sich in die Mauern frisst und sie zerstört. Und auch an mir werden die Würmer nagen, ich glaube nicht mehr an den jüngsten Tag, ich habe genug Tote gesehen, die Würmer und Käfer, sie haben das schwarze Fleisch gefressen, und wenn wir am jüngsten Tag weiterleben, dann als Gewürm und so geschieht uns Recht. Denn die Herzen der Brüder sind nicht erleuchtet, sie sind finster, genauso finster wie die der Dörfler, wenn nicht finsterer, denn der Abt, er hat auch der Elli ein Kind gemacht, der Bauer ahnts, aber er ist klug, er sagt nichts, der erste Sohn nach vier Töchtern und helle ist er auch. Das könnt ich nicht, einen anderen mein Leben leben lassen, immer hin bleibt dem Abt so etwas, woran er denken kann, mit bleibt nichts. So gehen wir weiter und ich bete zu dir, oh Gott, dass die Kälte und Nässe uns den Garaus machen wird, dass uns bald der Teufel holt, das wär doch was.

Begründung der Jury

Unter dem Titel „Teufel auch“ übersetzt die Autorin Ariadne Michaelopoulos die Atmosphäre des Bildes „Prozession im Nebel“ in einen dynamischen Text. Sie entfaltet in einer Art innerem Monolog die Gedankenwelt eines der Mönche, die um den Tod und das Sterben kreist, aber auch um die Frage, wie das Leben in Anbetracht der eigenen Endlichkeit zu gestalten wäre. Auch kann der Text als Anklage wahlweise an den Teufel, an Gott oder an den Abt gelesen werden: ein dramatisches, bruchstückhaftes Selbstgespräch, dessen Sprachmelodie verwirrt und gleichzeitig in den Bann zieht.

3. Platz: Eva Seifried

Der Bericht des Schreibers

Beim Leben meines Kindes – ich schwöre hier vor dem hohen Gericht, die Wahrheit zu sagen, die schreckliche Wahrheit. Und ich bitte um Nachsicht mit meiner geschundenen Seele, obwohl bald ein Jahr seit jener Nacht vergangen ist, als ich sie verloren glaubte.

Ich bin Schreiber in der ehrenwerten Kanzlei des landgräflichen Justizars zu B. und wurde im vorigen Herbst im landesherrschaftlichen Auftrag in die östlichste Enklave befohlen, wo sich das besagte Kloster befindet, dessen Namen ich nicht mehr auszusprechen wage, und das weitab jeder Ortschaft inmitten eines ausgedehnten Hochmoores liegt, wovon ich mich als seit langem einziger und letzter Besucher noch persönlich überzeugen konnte. Mein Auftrag lautete, die Bestände der offenbar nicht mehr genutzten Bibliothek zu sichten, seltene Abschriften antiker Texte zu kopieren und nach weiteren Kostbarkeiten Ausschau zu halten. Seit beinahe fünfzig Jahren hatte niemand mehr mit dem Kloster korrespondiert oder es aufgesucht. Auch hatte niemand in der Kanzlei vor das zu ändern. Und so blieb mir als Jüngstem keine Wahl, ich musste den Auftrag annehmen und die beschwerliche Reise antreten.

Ich verabschiedete mich von meinem Weib und Kinde, die ich – so stand zu vermuten – erst in einigen Monaten, vielleicht in einem Jahr wiedersehen würde, und lenkte mein Pferd zum Stadttor hinaus auf die ungewisse Landstraße in die Berge. Mein Ritt durch die kaum besiedelte, karge und abweisende Landschaft war mühsam. Der späte Oktober fegte das Laub herab, der Himmel zeigte ein eintöniges, regnerisches Grau, und mit jedem Tag wurde der Weg schwieriger und abschüssiger. Am zehnten Tag erreichte ich in der Höhe das elende Dorf vor dem großen Moor und suchte vergeblich nach einer Herberge. Kein Licht brannte, keine Tür öffnete sich. In meiner Not brachte ich mein wackeres Reittier in einem halb zerfallenen Schuppen unter und legte mich frierend daneben ins faulende Stroh. An jenem Abend entbehrten wir beide der Nahrung, aber nahe beieinander ruhend brachte uns das wenigstens gegenseitig Trost.

Im ersten Morgengrauen weckte mich ein zahnloser Bauer und bedeutete mir zu folgen. Das halbe Dorf schien auf einmal versammelt. Alte, verkrüppelte Gestalten, die niederknieten, als eine Prozession der Mönche vorbeizog. Vornweg einer, der ein schmuckloses, hölzernes Kreuz vor sich hertrug. Respektvoll schlug ich das Kreuzeszeichen wie es rechtschaffenen Katholiken ziemt, aber die Gemeinde tat nichts dergleichen, sondern verfiel im Gegenteil in ein murrendes Zischen, das mich an ein in die Enge getriebenes Tier gemahnte. Die Mönche waren allesamt unkenntlich unter ihren Kutten mit den tief herabgezogenen Kapuzen. Stumm glitten sie vorüber, ohne Gesang, ohne Gebet, und so ich näher trat, nahm ich einen eigenartigen Geruch wahr, als wäre Unrat vergessen worden wegzuräumen.

Ich sah mich nach jüngeren Dorfbewohnern um. Und tatsächlich näherte sich ein Bursche, dem die Tränen in den Augen standen, und trieb einen armen, halb verhungerten Esel herbei, der zwei schwere Körbe an den Seiten trug. Einer der Mönche nahm den Strick und riss den Esel samt seiner Last hinter sich her. Ob die Mönche zum Kloster zögen, fragte ich die Leute und erhielt keine Antwort. Nur einmal ein Handzeichen, wie man einen Weg weist und zugleich zu verstehen gibt, man solle verschwinden.

Ich beschloss der Prozession zu folgen, nahm mein Pferd beim Halfter und schritt zu Fuß durch die armselige Dorfgasse, die zu einem Feldweg wurde und später zu einem kleinen Pfad durch einen wunderbar gekrümmten und schütterten Wald, dessen kahle Äste sich wie anklagend in den bleiernen Himmel hoben. Bis zum Nachmittag dauerte unser Marsch durchs Moor, ehe wir auf einer Lichtung eine kleine steinerne Brücke passierten und hernach am Kloster anlangten. Es bot mit seinen überwucherten Gebäuden und den eingestürzten Dächern einen furchtbaren Anblick. Einzig die Klosterkirche stach unversehrt aus den Ruinen hervor wie ein polierter Spieß, schmal und hochfahrend, als wollten die von feinsten Steinmetzkunst zeugenden Spitzen dem Himmel ihre irdische Ebenbürtigkeit beweisen.

In just jenem Augenblick drehte sich einer der Mönche um und gab sich als Abt zu erkennen. Was ich hier wollte, ich sei nicht willkommen. Niemand sei das. Ich brachte mein Anliegen vor, überreichte auch das versiegelte Papier des Landesfürsten und bat fürs Erste lediglich um Unterkunft für mich und mein gutes Pferd, das den Kopf hängen ließ als wäre es krank. Es gäbe schon lange keine Bücher mehr, der Krieg, die Plünderer, stieß der Abt hervor. Gott hätte sie alle gestraft. Und seither büßten sie für ihre Sünden jeden Tag aufs Neue. Der Abt, dessen Gesicht ich bis auf den heiser flüsternden Mund nicht sah, wies auf einen der noch besser erhaltenen Ställe. Wortlos wandte er sich ab und ich war mir selbst überlassen. Zurück konnte ich nicht, also blieb mir nichts anderes übrig, als das unbequeme Quartier anzunehmen und eine weitere Nacht neben meinem Pferd zu verbringen, was mir immer noch besser schien als alleine irgendwo in der Finsternis ruhen zu müssen. Wenigstens wollte ich das letzte Tageslicht nutzen, mich umsehen und nach der Klosterküche suchen. Es dämmerte bereits. Rasch stellte ich fest, dass die ehemalige Anlage in Gänze aus nichts weiter als Fäulnis und Schimmel bestand. Fast gegen meinen Willen näherte ich mich der noch prächtig erhaltenen Kirche, deren unpassend roter Sandstein in der heraufziehenden Dunkelheit zu glühen begann wie ein von den letzten Sonnenstrahlen beleuchteter Turm. Aus den Fenstern meinte ich ein helles Flackern wahrzunehmen und so es mir ein Bedürfnis war, an der Abendmesse teilzunehmen, trat ich ein.

Könnte ich doch die Augen schließen und vergessen, was ich sah. Aber das kann ich nicht, bis heute steht mir dieses grauenhafte Bild vor Augen und seit nunmehr einem Jahr quält mich das entsetzlichste Fieber, das mich in jener Nacht befiel.

Der Altar war eine Schlachtbank. Den Esel hatten sie darüber aufgehängt, und gerade waren sie dabei ihn zu häuten. Ich meinte, in den brechenden Augen des Tieres noch einen Funken Leben zu erkennen. Daneben brodelte es im großen Taufbecken und einer warf etwas aus den Körben des Dorfes hinein, das vielleicht wie eine Hand aussah, ein anderer rührte mit einem gewaltigen Holzlöffel in der Masse, und die am unmittelbaren Geschehen nicht Beteiligten knieten davor im Kreise mit entblößten Oberkörpern und geißelten sich selbst mit einer Wucht und Hemmungslosigkeit, welche ahnen ließ, wie sie ansonsten hausen mochten. Denn das nahm ich auf einen Blick wahr: Ich hatte ihre Unterkunft betreten, ihre Küche und ihren Abort. Ihr Leben spielte sich in dieser Klosterkirche ab, deren Schändung zum Himmel schrie. Aber wie seltsam, kein Laut drang an mein Ohr, kein Schrei der geschlachteten Kreatur, kein Klatschen der Peitschen, kein Prasseln der Feuer, nichts vernahm ich. Als wäre ich unter Wasser gedrückt worden. Eine tödliche Lähmung der Glieder befiel mich, als sie alle innehielten und ihre schwärenden Gesichter nach mir umkehrten. Aus ihrer Mitte erhob sich ein Schatten und kam auf mich zu. Ich verlor das Bewusstsein, und als ich es wiedererlangte, lag ich sonderbar abseits in Fesseln auf dem kalten Steinboden und war gezwungen, den Fortgang der ungeheuerlichen Mahlzeit zu beobachten. In Raserei verfallen tanzten die Mönche um den Altar, züngelten nach dem tropfenden Blut und beachteten mich als ihr sicherlich nächstes Opfer dennoch nicht im Geringsten.

Wie ich es aus dem verfluchten Gotteshaus hinausgeschafft hatte, vermag ich nicht mehr zu sagen. Plötzlich ein lauter Schlag – und mein Gehör war mir wiedergegeben. Dann ein saugendes Geräusch, und als meine Sinne mir zu verstehen gaben, dass die Kirche sich abwärts drehte, fiel auch schon die Fessel wie durch Zauber ab. Ich kroch zur Türschwelle, welche bereits knietief im Morast steckte, und zog mich mit letzter Kraft hinaus. Hinter mir hub ein Geheul an, das wahrlich des Teufels war. Dann schlugen die gewaltigen Flügeltüren zu, das Gebäude wankte für einen Augenblick, um letztendlich mit einem schauerlichen Knirschen in die Tiefe zu fahren.

Wie fand ich mein vor Angst fast wahnsinniges Pferd? Wie kamen wir in der tiefen, mondlosen Dunkelheit durch das tückische Moor? Wie erkläre ich, noch am Leben zu sein, wenn auch mit einem unermesslichen Schaden an der Seele? Ich weiß es nicht. Mein Kind stand mir vor Augen, das gab mir die Kraft zu fliehen. Nur einen einzigen Blick warf ich zurück, um mich zu vergewissern, dass uns niemand folgte. Ich sah noch die höchste Kirchturmspitze, die einem obszön geformten Tabernakelpfeiler glich, drohend und voller Hochmut aus dem Boden ragen. Eine ungeheuerliche Anmaßung wider den Schöpfer, und gotteslästerlich auf eine Weise, die mein Herz geradezu stocken ließ. Und dann glaubte ich die Prozession der Mönche zu erkennen – Schemen, Geister, einer nach dem anderen, die an dem Pfeiler vorbei ins neblige Nichts des Moores zogen, als gedachten sie derart endlich ihren Frevel ein für alle Mal zu sühnen.

Begründung der Jury

Von der „Prozession im Nebel“ lässt sich die Autorin Eva Seifried im „Bericht des Schreibers“ in die Tiefen des Bildes und in die Untiefen des menschlichen Daseins führen. Mit einer sehr bildhaften Sprache schildert sie eine rätselhafte Geschichte mit spannungsreicher Entwicklung und erzeugt eindrucksvolle Stimmungsbilder.

Volkshochschule Frankfurt am Main

Sonnemannstraße 13
60314 Frankfurt am Main

Telefon 069 212-71501

Fax 069 212-71500

E-Mail vhs@frankfurt.de

Internet vhs.frankfurt.de

